



Bevor ich sterbe:

Menschen am Ende ihres Lebens erinnern sich an dessen größte Momente

/ [aufgeschrieben von Nadja Bucher, Stephanie Mold, Angelika Slavik ...]. - Wien : Edition a, 2006. - 296 S.

ISBN 3-200006-60-9 kart. : ca. € 14,90

Jennifer

Von Angelika Slavik

Mit fünfzehn las ich einen englischen Kriminalroman. An den Namen des Autors und an den Titel erinnere ich mich nicht. Ich weiß nur noch, dass die weibliche Hauptfigur in diesem Buch Jennifer hieß. Der Name gefiel mir. In einer Zeit der Annas, Marias und Franziskas erschien er mir beinahe revolutionär. Seit damals wusste ich, dass ich meine Tochter Jennifer nennen würde, sollte ich je eine bekommen.

„Pass bloß auf, was du sagst“, zischte mein Mann noch. Dann kamen schon die Sanitäter herein, legten mich auf eine Bahre und trugen mich durch das Stiegenhaus hinunter zum Krankenwagen. „Wie ist das passiert?“, fragte einer der Männer.

Ich antwortete nicht.

„Wie ist das passiert?“, wiederholte er.

„Ich bin gestürzt“, sagte ich leise, „über die Stiegen.“

Irgendwann wachte ich in einem sterilen, weißen Zimmer des Krankenhauses Wiener Neustadt wieder auf. Ich spürte sofort, dass mein Bauch flach war. Der Raum war leer. Schließlich trat eine Schwester durch die Tür. „Wo ist mein Kind?“, fragte ich.

„Der Doktor wird gleich kommen“, flüsterte sie und verschwand gleich wieder.

Minuten später betrat sie mit einem großen hageren Mann den Raum. „Wie fühlen Sie sich?“, fragte der Arzt, offenbar ohne eine Antwort zu erwarten. Er überprüfte meinen Herzschlag, maß meinen Blutdruck und wandte sich wieder zur Tür.

„Wo ist meine Tochter?“, bedrängte ich ihn.

Er drehte sich um. „Es tut mir leid“, murmelte er. Er erklärte, dass die Verletzungen des Embryos zu schwer gewesen seien, und dass das Kind nach erst fünfmonatiger Schwangerschaft ohnedies keine Chance gehabt hätte. Damit wandte er sich um und ging.

Die Schwester lächelte sanft. „Es wird alles wieder gut, ruhen Sie sich ein wenig aus.“

„Kann ich sie sehen?“, fragte ich.

Jetzt blickte die Schwester betreten zu Boden. „Nun, Ihr Mann sagte, Sie – Sie hätten keine Verwendung mehr dafür.“ Er hätte verfügt, dass der Fötus vom Krankenhaus entsorgt werden solle. „Der Abfall wird zweimal täglich geholt“, erklärte sie mir offensichtlich peinlich berührt.

Eine dumpfe Leere breitete sich in mir aus. Mein Kind war mit dem Spitalsmüll entsorgt worden, gebettet auf benützte Spritzen, kaputte Plastikhandschuhe und leere Blutbeutel. Ohne Begräbnis, ohne Namen, ohne Kuss.

Es war nicht das erste Mal gewesen, dass mein Mann mich geschlagen hatte. Ich war gerade achtzehn gewesen, als wir geheiratet hatten. Gleich nach der Hochzeit hatte er zu trinken begonnen. Von da an hatte er mich und unseren erstgeborenen Sohn Andreas oft nächtelang allein gelassen. Wenn er schließlich doch nach Hause gekommen war, hatte ich aus Erleichterung darüber, ihn überhaupt wieder zu sehen, keine Fragen gestellt. Irgendwann hatte er zum ersten Mal den Aschenbecher nach mir geworfen, irgendwann hatte er mich zum ersten Mal getreten, und irgendwann war all das beinahe so etwas wie Routine geworden.

Natürlich hatte ich immer wieder daran gedacht ihn zu verlassen, einfach Andreas zu nehmen und zu gehen. Oder die Polizei zu rufen und ihn abführen zu lassen. Zu mehr als ein paar mutigen Gedanken hatte es jedoch nie gereicht, und selbst jetzt, nachdem meine ungeborene Tochter wegen ihm ihr Leben lassen müssen, war ich zu feige dafür. Nicht einmal meiner besten Freundin Gertraud erzählte ich die ganze Wahrheit. Ich zog nur eine Konsequenz: Nach dieser furchtbaren Tat meines Mannes kam mir sein Name nie wieder über die Lippen. Es war meine

lächerliche kleine Revolte, ihn mit der gleichen Anonymität zu strafen, wie er dieses Kind, das keine Taufe und keinen Grabstein bekommen hatte. Wahrscheinlich hat er es nicht einmal bemerkt.

Ein Jahr nach der Fehlgeburt bekamen wir trotz allem noch ein Mädchen, das ich Tina nannte. Als sie zwei Jahre alt war, richtete sich die Aggression meines Mannes erstmals auch gegen sie. Er packte sie, doch als er ausholen wollte, ging der damals sechsjährige Andreas auf ihn los. „Nicht auch noch meine Schwester“, brüllte er, „nicht meine Schwester!“ Ich musste ihn zurückhalten, sonst hätte er wie wild auf seinen eigenen Vater eingeschlagen.

Erst durch diesen Eklat begriff ich, was diese Ehe für meine Kinder bedeuten musste. Jetzt erst fand ich die Kraft, zu gehen. Ich reichte die Scheidung ein. Zur Verhandlung erschien mein Mann vollkommen betrunken, das machte es leichter für mich. „Du wirst niemals von mir loskommen, ich mache dir das Leben zur Hölle!“, schrie er mitten im Gerichtssaal.

Er hielt Wort. Ich bekam Drohanrufe, nachts läutete er oft stundenlang an der Haustür Sturm. Ich lernte damit umzugehen, schaltete die Klingel einfach ab und zog den Telefonstecker aus der Dose. Doch der Gedanke an mein Kind, das so grausam getötet und so unwürdig bestattet worden war, ließ mich niemals los. Jahrelang wachte ich nachts auf, weil ich die Schreie meiner toten Tochter zu hören glaubte. Weihnachten, Allerheiligen und Muttertag waren für mich kaum zu überstehen. Ganz zu schweigen vom 7. Juli, der ihr Geburts- und auch ihr Sterbetag war.

Ein paar Jahre später erlitt ausgerechnet meine Freundin Gertraud eine Totgeburt. Es war schlimm für sie, doch der Umgang mit solchen Fällen hatte sich mittlerweile sogar in unserem erzkonservativen Krankenhaus geändert. Ihr Sohn wurde gewaschen und angezogen. Sie konnte ihn stundenlang im Arm halten, Fotos machen und sich verabschieden. Dieses Kind bekam eine Taufe und ein Begräbnis, und Gertraud hatte nun eine Grabstelle, um zu trauern und sich dem Kind nahe zu fühlen. Mein Neid auf das,

was Gertraud mit ihm teilen durfte, war beinahe stärker als mein Bedürfnis, sie zu trösten.

Ich versteckte mich lange hinter der Hoffnung, die Zeit allein würde meine Wunden heilen – vergeblich. Dann probierte ich es mit einer Gesprächstherapie. Doch auch das nützte nichts. Die Therapeutin verstand nie, dass die Namenlosigkeit dieses Kindes das Allerschlimmste für mich war.

Zehn Jahre später diagnostizierte mein Gynäkologe bei einer Routineuntersuchung Unterleibskrebs bei mir. Ich quälte mich durch Chemotherapien und Operationen, und trotzdem tat nichts davon annähernd so weh wie der Gedanke an das Kind, das in mir herangewachsen war, und das hatte sterben müssen, weil ich es nicht beschützt hatte. Ich fragte mich, ob meine Krankheit die Strafe dafür war.

Im Herbst 1999 lernte ich bei Bekannten in einer niederösterreichischen Gemeinde deren Diakon Christian Weiss kennen. Ich hatte nie viel von der Kirche gehalten, und war deshalb auch nicht besonders interessiert, als er von seinen regelmäßigen Fahrten in den herzogwinischen Marienwallfahrtsort Medjugorje berichtete. Dennoch entwickelte sich bei weiteren Treffen zwischen uns rasch eine intensive Freundschaft. Schließlich entschloss ich mich, ihn bei einer seiner Pilgerfahrten zu begleiten – freilich eher aus Zuneigung zu ihm, als aus religiösen Überlegungen. Für die Woche nach meiner Rückkehr war bereits die nächste Chemotherapie angesetzt.

Am Nachmittag vor der Abreise schlief ich ein paar Stunden auf dem Sofa im Wohnzimmer und hatte dabei einen merkwürdigen Traum. Das Erstaunliche daran war eigentlich nicht sein Inhalt, sondern die ungewohnte Intensität seiner Bilder. Ich sah eine Kirche mit zwei Türmen, die mit weißem Marmor getäfelt war. In einem eigentümlichen Glanz stand sie so nahe vor mir, als könnte ich sie tatsächlich mit den Händen berühren.

Noch am Abend erzählte ich meinem neu gewonnenen

Freund Christian davon. Er war nur Diakon, kein Priester, er hatte Frau und Kind, und er hatte trotz seiner Begeisterung für Medjugorje bisher auch in religiösen Dingen immer recht bodenständig auf mich gewirkt. Doch als er von meinem Traum erfuhr, wurde sein Blick plötzlich ganz verklärt, und Tränen liefen ihm über die Wangen. „Was hast du denn?“, fragte ich verunsichert.

„Du wirst schon sehen“, sagte er.

Als wir am nächsten Tag nach vielen Stunden Fahrt in seinem alten Opel in eine enge Kurve einer langen Küstenstraße fuhren, zeigte er nach vorne. „Jetzt pass auf“, sagte er.

Gleich darauf sah ich sie vor mir: Die Kirche aus meinem Traum, mit den beiden Türmen und den weißen Marmorfiesen. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich ein tiefes, inneres Bedürfnis, zu beten. Christian legte mir den Arm auf die Schulter, als könne er meine Gedanken lesen. Langsam fuhren wir die letzten Meter. Die Kirche sah bis ins letzte Detail so aus, wie ich sie in meinem Traum gesehen hatte.

Genau wie Christian besuchte ich Medjugorje von da an regelmäßig. Der Franziskanerpater Franek, ein Freund von Christian, die anderen Geistlichen und die Dorfbewohner, die Pilger aus aller Welt gewöhnt waren, behandelten mich bald nicht mehr wie eine gewöhnliche Wallfahrerin, sondern fast wie eine von ihnen. Es gab Momente, in denen ich mich dort mehr zu Hause fühlte, als ich es in Österreich je getan hatte. Ich führte lange und intensive Gespräche mit meinen neuen Freunden, doch weder Christian noch ihnen erzählte ich anfangs die Tragödie um meine tote Tochter.

Doch nach drei Jahren nahm mich Pater Franek beiseite und meinte, dass er schon lange eine tiefe Traurigkeit in mir spüre. Es bewegte mich sehr, wie der Geistliche in mich hineinblicken konnte. Deshalb brachen in mir jetzt alle Dämme. Ich sah, dass meine Geschichte den Pater ehrlich erschütterte. „Da muss dringend etwas getan werden“, sagte er, nachdem er mir bis zum Ende zugehört hatte. „Sonst werden weder du noch dein Kind je zur Ruhe kommen.“

Ein paar Tage später gab es in der Dorfkirche von Koczerin eine Messe für meine Tochter, die nach fünf Monaten Schwangerschaft durch einen brutalen Schlag meines alkoholkranken Ex-Mannes tot zur Welt gekommen war. In einer feierlichen Zeremonie wurde sie symbolisch getauft. Gleich im Anschluss fand eine Trauerfeier für sie statt. Zum ersten Mal fühlte ich mich frei von Schuld.

Auf der Rückfahrt nach Österreich hielten wir an einer kleinen Küstenstraße, um in aller Ruhe den Sonnenuntergang zu beobachten. Gleich nachdem die Sonne im Meer versunken war, gab der Himmel die Sterne frei. Ich lehnte mich an einen Baum und genoss dieses Schauspiel, dessen Farben ich an diesem Tag leuchtender als jemals zuvor empfand. Der Name, auf den wir meine Tochter bei der Messe getauft hatten, war Jennifer.

Auf Basis eines Gespräches mit Margarete Huber, geboren 1967. (Name geändert)